



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Pfalz, Franz: Dichterfreundinnen : 1. Charlotte von Stein : (Schluß.)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Dichterfreundinnen.

Von Franz Pfalz.

I. Charlotte von Stein.

(Schluß.)



o stünden wir denn auch vor der neuerdings so gewaltsam in den Vordergrund gedrängten Frage: War das Verhältnis Goethes zu der interessanten Frau ein unsittliches oder nicht? Es wäre besser gewesen, die Frage wäre nie aufgeworfen worden, wenigstens nicht in dieser Fassung, denn ihre Beantwortung hat weder für die Literaturgeschichte noch für die Kulturgeschichte irgendeinen positiven Wert, und vielleicht gerade deshalb ist von den Auslegern der Briefe arg gesündigt worden. Es mag sein, daß Dünker in seiner Verherrlichung ihrer Seelenfreundschaft die Frau von Stein mehr als billig zum Engel macht, aber die schroffe Art, mit welcher Lewes, Adolf Stahr und mehr noch Robert Keil die Freundin Goethes zur Kokette, Egoistin, eifersüchtigen Alten, gewissenlosen Mutter und Gattin, zur Ehebrecherin aus Berechnung stempeln, ist widerwärtig, und wenn Edmund Hoeser entschuldigend dazwischen tritt, indem er eine wilde Ehe ohne Scheidung aus dem Bedürfnis einer gegenseitigen tiefen Liebe herzuleiten versucht, so ist damit wenig gewonnen, die ultramontanen Goetheseinde werden darum nicht weniger triumphieren. Wenn die Frage, ob das Verhältnis unsittlich gewesen sei oder nicht, dahin zielt, ob eine sinnliche Ausartung derselben stattgefunden habe, so ist sie müßig, denn die Briefe geben darüber keinen Aufschluß. Man kann aus ihnen herauslesen, was man will, die reinste platonische Liebe und den größten sinnlichen Verkehr, aber einen sichern Beweis für das eine giebt es so wenig wie für das andre. Der Merkwürdigkeit wegen mögen einige der geheimnisvollen Stellen hier angeführt werden.

Schon zehn Wochen etwa nach seiner Ankunft in Weimar schreibt er der Frau Oberstallmeisterin: „Liebe Frau, leide, daß ich dich so lieb habe. Wenn ich jemand lieber haben kann, will ich dir's sagen. Will dich ungeplagt lassen. Adieu Gold.“ Einen Monat später: „Wie ruhig und leicht ich geschlafen habe, wie glücklich ich aufgestanden bin und die schöne Sonne begrüßt habe, das erstmal seit vierzehn Tagen mit freiem Herzen, und wie voll Danks gegen dich Engel des Himmels, dem ich das schuldig bin! Ich muß dir's sagen, du einzige unter den Weibern, die mir eine Liebe ins Herz gab, die mich glücklich macht. Ich liege zu deinen Füßen und küsse deine Hände.“ „O hätte meine Schwester einen Bruder, wie ich an dir eine Schwester habe.“ „Du einziges Weibliches, was ich noch in der Gegend

liebe, und du einziges, das mir glückwünschen würde, wenn ich was lieber haben könnte als dich. Adieu! — Komm! und laß nur niemand meine Briefe sehen.“ Wieder einen Monat später: „Nun denn, liebe Frau, was Sie thun, ist mir recht, denn mir ist's genug, daß ich Sie so lieb haben kann, und das übrige mag seinen Weg gehen.“ „Ich sehe wohl, liebe Frau, wenn man Sie liebt, ist's, als wenn gesät würde, es keimt unbemerkt, schlägt aus und steht da — und Gott gebe seinen Segen dazu — Amen.“ Aus Leipzig am 25. April 1776: „Die Schröter ist ein Engel. Wenn mir doch Gott so ein Weib bescheren wollte, daß ich Euch könnte in Frieden lassen — doch sie sieht dir nicht ähnlich genug.“ „Bleiben Sie mir immer, was Sie mir jetzt sind.“ Am 1. Mai: „Du hast recht, mich zum Heiligen zu machen, das heißt mich von deinem Herzen zu entfernen. Dich, so heilig du bist, kann ich nicht zum Heiligen machen, und hab nichts als mich immer zu quälen, daß ich mich nicht quälen will. Hier auch eine Urne, wenn allenfalls vom Heiligen nur Reliquien überbleiben sollten.“ Am 24. Mai: „Also auch das Verhältnis, das reinste, schönste, wahrste, das ich außer meiner Schwester je zu einem Weibe gehabt, auch das gestört — und das alles um der Welt willen! Die Welt, die mir nichts sein kann, will auch nicht, daß du mir etwas sein sollst. Sie wissen nicht, was sie thun!“ Den Tag darauf: „Sie sind sich immer gleich, immer die unendliche Liebe und Güte.“ Am 22. Juni: „Ich hab Sie viel lieber seit neulich, viel teurer und werter ist mir deine Güte zu mir. Aber freilich auch klarer und tiefer ein Verhältnis, über das man so gerne wegschlüpft, über das man sich so gerne verblendet.“ Am 8. August:

„Ach wie bist du mir,
Wie bin ich dir geblieben!
Nein, an der Wahrheit
Verzweifel' ich nicht mehr.
Ach wenn du da bist,
Fühl' ich, ich soll dich nicht lieben,
Ach wenn du fern bist,
Fühl' ich, ich lieb' dich so sehr.

Dein Verhältnis zu mir ist so heilig sonderbar, daß ich erst recht bei dieser Gelegenheit fühlte: es kann nicht mit Worten ausgedrückt werden, Menschen können's nicht sehen.“ Im September: „Warum soll ich dich plagen! liebstes Geschöpf! warum mich betrügen und dich plagen und so fort! Wir können einander nichts sein und sind einander zu viel. Glaub mir, wenn ich so klar wie Faden mit dir rede, du bist mit mir in allem einig. Aber eben weil ich die Sachen nur sehe, wie sie sind, das macht mich rasend. Ich will dich nicht wieder sehen. Ich seh dich eben künftig, wie man Sterne sieht! Denk das durch.“ Wenige Tage später: „Addio, mein Herz ist doch bei Ihnen, liebe Einzige, die mich glücklich macht, ohne mir weh zu thun. Doch — freilich auch nicht immer ohne Schmerz.“ Am 7. Oktober: „Ich hätte dem Schicksal dankbar sein sollen, das mich in den ersten Augenblicken, da ich Sie wieder sah, so ganz rein fühlen ließ, wie lieb ich Sie habe, ich hätte mich damit begnügen und Sie nicht weiter sehen sollen. Verzeihen Sie! ich sehe nun, wie meine Gegenwart Sie plagt, wie lieb ist mir's, daß Sie gehen, in einer Stadt hielt ich's so nicht aus.“ „Sie kommen mir eine Zeit her vor wie Madonna, die gen Himmel fährt, vergebens, daß ein Rückbleibender seine Arme nach ihr ausstreckt, vergebens, daß sein scheidender, thränenvoller Blick den ihrigen noch einmal niederwünscht, sie ist nur in den Glanz versunken, der sie umgiebt, nur voll Sehnsucht nach der Krone, die ihr überm Haupte schwebt.“ Frau von Stein hat dazu geschrieben:

„Ob's unrecht ist, was ich empfinde — — —
 Und ob ich büßen muß die mir so liebe Sünde,
 Will mein Gewissen mir nicht sagen;
 Vernicht' es, Himmel du! wenn mich's je könnt' anklagen.“

1777. Am 6. März: „Gestern hab ich mir lächerliche Gewalt angethan, Sie nicht zu sehen, und muß nun probiren, wie weit ich's heute bringen werde.“ Am 6. September: „Ja, lieb Gold, ich glaube wohl, daß Ihre Liebe zu mir mit dem Absein wächst. Denn wo ich weg bin, können Sie auch die Idee lieben, die Sie von mir haben, wenn ich da bin, wird sie oft gestört durch meine Thor- und Tollheit.“ „Ich habe Sie doch ganz allein lieb, das spüre ich an der Wirttschaft mit den übrigen Frauen. Eifersüchtig auf mich sind Sie nicht, sonst wollte ich Ihnen ein Mittel sagen.“ „Ihr Halstuch habe ich um, Ihr gestümpert Bild hab ich und Ihre Liebe mehr als ich weiß und soll.“ Am 31. Oktober: „Warum das Hauptingredienz Ihrer Empfindungen neuerdings Zweifel und Unglaube ist, begreife ich nicht, das ist aber wohl wahr, daß Sie einen, der nicht fest hielte in Treue und Liebe, von sich wegzuweisen und träumen könnten, wie man einem glauben machen kann, er sehe blaß aus.“ Am 8. November: „Gestern von Ihnen gehend hab ich noch wunderliche Gedanken gehabt, unter andern: ob ich Sie auch wirklich liebe oder ob mich Ihre Nähe nur wie die Gegenwart eines so reinen Glases freut, darin sich's gut sich bespiegeln läßt.“

1778. Am 1. Januar: „Ich möchte Ihnen so gern was zum neuen Jahr schicken und finde nichts, ich bin in Versuchung kommen, Ihnen von meinen Haaren zu schicken, und hatte sie schon aufgebunden, als mir's war, als wenn diese Bände keinen Zauber für Sie hätten.“ Am 1. Februar: „Es ist doch hübsch von Ihnen, daß Sie den, den Sie nicht mehr lieben, mit eingemachten Früchten nähren wollen, dafür dank ich. Ob's gleich aussieht, als wenn Sie mir Gerichte schickten, damit ich nicht kommen solle, sie mit Ihnen zu verzehren.“ Im April: „Ich weiß sehr wohl, wie Sie meine Pids's traktiren; daß es mir aber Ernst ist, sehen Sie daran, daß ich nicht komme, ob ich gleich gern käme. Adieu lieber Engel, hier schicke ich Ihnen Blumen. Wenn ich's übers Herz bringen kann, so gehe ich auf den Montag fort. Wenn man sich nicht sagen kann, wie lieb man eins hat, so scheint's, man wolle sich mit Bösem helfen, wenn's im Guten nicht fortwill.“ Aus Leipzig am 12. Mai: „Zug zu ein Paar Westchen schicke ich Ihnen, es wird aussehn wie ein Küras. Ihren Sternschlüssel schlepp ich mit mir herum, lassen Sie sich von Philipp (dem Diener) meine Kapitalks geben.“ Am 17. Juni: „Ich bin leider an Ihre Liebe zu fest geknüpft, wenn ich manchmal versuche mich los zu machen, thut mir's zu weh, da laß ich's lieber sein.“

Von mehr als einer Seite verwaist,
 Klag' ich um deinen Abschied hier,
 Nicht allein meine Liebe verreißt,
 Meine Tugend verreißt mit dir.“

1779. Am 2. März: „Es ist mir fast unangenehm, daß eine Zeit war, wo Sie mich nicht kannten und nicht liebten. Wenn ich wieder auf die Erde komme, will ich die Götter bitten, daß ich nur einmal liebe, und wenn Sie nicht so feind dieser Welt wären, wollt' ich um Sie bitten zu dieser lieben Gefährtin. Noch etwas hätten Sie mir geben können, einen Talisman mehr, denn ich habe wohl mancherlei und doch nicht genug. Wenn Sie ein Misel wären, hätt' ich Sie gebeten, das Westchen erst einmal eine Nacht anzuziehen und es so zu transsubstantziiren,

wie Sie aber eine weise Frau sind, muß ich mit dem Calvinischen Sakrament vorlieb nehmen.“ Am 12. Mai: „Von Ihnen kann ich doch nicht wegbleiben. Vergebens daß ich denke, das Wasser soll einen Fall irgend wohin nehmen, werd ich immer wieder wie ein Klotz auf dem See auf einem Fleck herumgespült.“

1780. Am 8. April: „Verzeihen Sie mir meine gestrige letzte Dunkelheit, ich bin bei solchen Gelegenheiten wie ein Nachtwandler, dem man zuruft; ich falle gleich alle Stockwerke herunter. Sie haben aber recht. Und weil wir doch am Abgewöhnen sind, so wollen wir auch das mit aufschreiben und am Ende vom Thau leben wie die Heuschrecken.“ Am 5. Juni: „Was mir die Götter geben, ist auch Ihr. Und wenn ich heimlich mit mir nicht zufrieden bin, so sind Sie wie die eiserne Schlange, zu der ich mich aus meinen Sünd und Fehlern aufrichte und gesund werde.“ Am 14. Juni: „Ihren Ring erhielt ich gestern und danke Ihnen für das schöne Zeichen. Sie haben doch wohl raten können, warum ich verlangte, daß Sie mit einem v das C und S von einander trennen sollen, wenn Sie recht auslegen, ist's recht artig, ich zweifle fast, Sie werden das glänzende Pünktchen nicht treffen.“ Am 30. Juni: „Wenn Sie nicht bald wieder kommen oder dann nach Rochberg gehen, muß ich eine andre Lebensart anfangen. Eine Liebe und Vertrauen ohne Grenzen ist mir zur Gewohnheit geworden. Seit Sie weg sind, hab ich kein Wort gesprochen, was mir aus dem Innersten gegangen wäre.“ Am 10. Oktober: „Was Sie mir heute früh zuletzt sagten, hat mich sehr geschmerzt, und wäre der Herzog nicht den Berg mit hinauf gegangen, ich hätte mich recht satt geweint. Auf ein Uebel häuft sich alles zusammen! Ja es ist eine Wut gegen sein eigen Fleisch, wenn der Unglückliche sich Lust zu machen sucht dadurch, daß er sein Liebste beleidigt, und wenns nur noch in Anfällen von Laune wäre und ich mirs bewußt sein könnte; aber so bin ich bei meinen tausend Gedanken wieder zum Kinde herabgesetzt, unbekannt mit dem Augenblick, dunkel über mich selbst, indem ich die Zustände des andern wie mit einem hellfressenden Feuer verzehre. Ich werde mich nicht zufrieden geben, bis Sie mir eine wörtliche Rechnung des Vergangnen vorgelegt haben und für die Zukunft in sich einen so schmerzlichen Sinn zu überreden bemühen, der auch von so etwas gar nicht getroffen werden kann. Ich müßte Sie sonst in den Momenten meiden, wo ich Sie am nötigsten habe. Mir kommts entsetzlich vor, die besten Stunden des Lebens, die Augenblicke des Zusammenseins verderben zu müssen mit Ihnen, da ich mir gern jedes Haar einzeln vom Kopfe zöge, wenn ichs in eine Gefälligkeit verwandeln könnte und dann so blind, so verstockt zu sein! Haben Sie Mitleid mit mir.“ Am 2. Dezember: „Wir müssen einander in Sprachen und in allem forthelfen.“

1781. Am 23. Februar: „Diesen Tag will ich ruhig und fleißig zubringen, um Ihres Besuches auf den Abend wert zu sein.“ Am 8. März aus Neunheiligen: „Gestern auf dem langen Wege dachte ich unsrer Geschichte nach, sie ist sonderbar genug. Ich habe mein Herz einem Raubschlosse verglichen, das Sie nun in Besitz genommen haben, das Gefindel ist daraus vertrieben, nun halten Sie es auch der Wache wert, nur durch Eifersucht auf den Besitz erhält man die Besitztümer. Machen Sie's gut mit mir und schaffen Sie gottselig den Grimmenstein in Friedenstein um. Sie haben es weder durch Gewalt noch List, mit dem freiwillig sich übergebenden muß man aufs edelste handeln und sein Zutrauen gewinnen.“ „Wir sind in der That unzertrennlich, lassen Sie es uns auch immer glauben und immer sagen. Gute Nacht. Ich habe das liebe Band im Schreiben um die Hand gebunden und küsse Ihnen in Gedanken tausendmal die Hände.“ Am 12. März: „Donnerstag Abend hoffe ich Sie allein zu finden, hoffe die ersten Stunden ganz

bei Ihnen zu sein. Meine Seele ist fest an die deine angewachsen, ich mag keine Worte machen, du weißt, daß ich von dir unzertrennlich bin und daß weder Hohes noch Tiefes mich zu scheiden vermag. Ich wollte, daß es irgendein Gelübde oder Sakrament gäbe, das mich dir auch sichtlich und gesetzlich zu eigen machte, wie wert sollte es mir sein! Und mein Noviziat war doch lang genug, um sich zu bedenken. Adieu. Ich kann nicht mehr Sie schreiben, wie ich eine ganze Zeit nicht du sagen konnte. Ich bitte dich fußfällig, vollende dein Werk, mache mich recht gut! Du kannst nicht nur, wenn du mich liebst, sondern deine Gewalt wird unendlich vermehrt, wenn du glaubst, daß ich dich liebe. Lebe wohl!" Am 27. März: „Die Offenheit und Ruhe meines Herzens, die du mir wiedergegeben hast, sei auch für dich allein, und alles gute, was andern und mir daraus entspringt, sei auch dein. Glaube mir, ich fühle mich ganz anders, meine alte Wohlthätigkeit kehrt zurück und mit ihr die Freude meines Lebens, du hast mir den Genuß am Guts-
thun gegeben, den ich ganz verloren hatte. Ich thats nur aus Instinkt, und es ward mir nicht wohl dabei.“ Am 8. Juli: „In sorglichen Augenblicken ängstigt mich dein (kranker) Fuß und deiner Kinder Husten. Wir sind wohl verheiratet, das heißt, durch ein Band verbunden, wovon der Zettel aus Liebe und Freude, der Eintrag aus Kreuz, Kummer und Elend besteht. Adieu, grüße Steinen.“ Am 2. Oktober: „Ich bitte dich, meine Geliebte, die Ringmaße zu probiren und an den, der dir gerecht ist, ein Fädchen oder Bändchen zu knüpfen, damit ich den Stein darnach kann fassen lassen.

Den einzigen, Lotte, welchen du lieben kannst,
Forderst du ganz für dich und mit Recht.
Auch ist er einzig dein. Denn seit ich von dir bin,
Scheint mir des schnellsten Lebens lärmende Bewegung
Nur ein leichter Flor, durch den ich deine Gestalt
Zimmerfort wie in Wolken erblicke,
Sie leuchtet mir freundlich und treu,
Wie durch des Mondlichts bewegliche Strahlen
Ewige Sterne schimmern.“

Aus Eisenach am 10. Dezember: „Es wird mir recht natürlich, Steinen gefällig zu sein und ihm leben zu helfen. Ich bin es dir schuldig, und was bin ich dir nicht jeden Tag und den Deinigen schuldig. Was hilft alle das Kreuzigen und Segnen der Liebe, wenn sie nicht thätig wird? Führe mich auf alles, was dir gefallen kann, ich bitte dich, denn ich fühls nicht immer.“

1782. Am 18. Februar: „Und dann, Lotte, ich habe eine Sorge auf dem Herzen, eine Grille, die mich plagt und schon lange ängstigt, du mußt mir erlauben, daß ich dir sie sage, du mußt mich aufrichten. Mit Schmerzen erwarte ich die Stunde, da ich dich wiedersehe. Du mußt mir verzeihen. Es sind Vorstellungen, die aus meiner Liebe aufsteigen, Gespenster, die mir furchtbar sind und die nur du zerstreuen kannst.“ Am 20. März: „O, du Beste! Ich habe mein ganzes Leben einen idealischen Wunsch gehabt, wie ich geliebt sein möchte, und habe die Erfüllung immer im Traume des Wahns vergebens gesucht, nun da mir die Welt täglich klarer wird, find ichs endlich in dir auf eine Weise, daß ichs nie verlieren kann.“ Am 12. April: „O, liebe Lotte, was sind die meisten Menschen so übel dran! Wie eng ist ihr Lebenskreis und wo läuft es hinaus! Wir beide haben dagegen Schätze, daß wir Könige auslaufen könnten, laß uns im Stillen des Besicherten genießen. Stein wird schwer geheilt werden,*) du dauerst mich. Wenn

*) Er hatte sich in ökonomische Spekulationen eingelassen.

du noch von dieser Seite beruhigt wärst, so würden wir die Last der Welt wenig fühlen.“ Im Mai: „Ich hatte heute schon einen sehr schönen Anfang mit Fröhen gemacht. Er ist den ganzen Tag bei mir und fleißig, munter und gut. Ich hoffe diesen Abend bei dir zu sein und kann der Hoffnung nicht entsagen. Gegen fünf will ich durch den Hof gehen und laut reden. Wenn du mich sehen magst, so komm ans Fenster.“ „Sei ruhig, es wird sich geben. Thue nur vorerst das Kind drüben weg und laß ihn hüben schlafen, wenn Ernst weg ist, denn es schickt sich auf alle Fälle nicht länger. Dann wollen wir es einzuleiten suchen und ich will ihm alles sein, was ich kann. Beruhige dich. Lebe wohl und fürchte nicht. Ich bin immer dein und der Deinigen.“ Am 18. Juli: „Ich schicke das Büchlehen nur zum Vorwande, denn du mußt mir noch ein Wort sagen, sonst habe ich keine Ruhe. Ich bin dir viel schuldig, das weiß ich wohl, aber du bist mirs auch. Daß mich nicht so.“ Am 22. Juli: „Ich will nicht überlästigt sein, aber nur soviel sagen, daß ichs nicht verdient habe. Daß ichs fühle und schweige.“ Am 23. Juli: „So war es denn, Gott sei Dank, ein Mißverständnis, das dich dein Billet schreiben ließ. Ich bin noch betäubt davon. Es war wie der Tod, man hat kein Wort und keinen Begriff für so etwas.“ Am 24. Juli: „Während daß ich schlief, kam die Erquickung von dir, wie ich aufwache, erhalte ich sie. Noch weiß ich nicht, wie mir ist, o daß der Zustand bald vorüber gehen möge. Es ist noch so heiß, in einigen Stunden will ich kommen, will abwarten, wo es hinaus will, mein ganzes Wesen ist in seinem Innersten angegriffen. So tief deine Liebe drang und mir wohl machte, so tief hat der Schmerz die Wege gefunden und zieht mich in mir selbst zusammen. Ich kann nicht weinen und weiß nicht wohin. Adieu, verzeih mir, dein Schmerz ist's, der mich ängstigt. Wenn dir's nicht wieder mit mir wohl werden kann, so geb ich auf, eine freudige Stunde zu haben. Es wird, hoffe ich, werden, noch sitze ich da und sehe vor mich hin, es ist so wie eine Leerheit in meinem ganzen Wesen. Tausend Dank für deine Liebe. Ich kann nichts zusammenbringen. Mengstige dich nicht, du kennst alles. O Geliebte. Ich will kommen, sobald ich nur kann.“ Am 27. Juli: „Du bist herzlich gut und lieb, aber du kannst auch nicht zu viel thun. Denn nur ein Hauch, nur ein Laut, der nicht stimmend von dir zu mir herüber kommt, verändert die ganze Atmosphäre um mich. Adieu auf heute Abend. Dein Halstuch habe ich noch und behalte es bis in Garten.“ Am 25. August: „So habe ich noch nicht an dich geschrieben, so noch nie deine Entfernung gefühlt. Ich sehe dich immer unter den Deinigen, bin in euch transsubstantiiert.“ Am 28. August: „Guten Morgen, meine Geliebte. Ungern trete ich aus einem Jahre meines Lebens, das mir soviel Glück gegeben hat, und das mir durch die Versicherung deiner Liebe unvergeßlich sein wird.“

1783. Am 27. Januar: „Es wird Abend, ich will und muß zu Hause bleiben, so sauer es mir wird, wenn mein Stündlein vorhanden ist und ich über die Zeit fasten soll. Daß mir ein paar liebe Buchstaben deiner Hand, ein Monogramm oder eine Hieroglyphe sehen und stärke mich noch auf die drei Stunden hinaus, da ich von dir entfernt bleibe. Lebe wohl!“ Am 4. Mai: „Die Art, womit du mir gestern sagtest, du habest mir eine Geschichte zu erzählen, ängstigte mich einen Augenblick. Ich fürchtete, es sei etwas bezüglich auf unsre Liebe, und ich weiß nicht warum, seit einiger Zeit bin ich in Sorgen. Wie wunderbar, wenn des Menschen ganzes inneres Glück an so einem einzigen Faden hängt. Adieu, bleibe mir.“ Am 25. Mai: „Fritz hat wie immer gut geschlafen und räumt nun seine Sachen ein. Du weißt doch, wie sehr ich dich auch in ihm liebe und wie sehr ich mich freue, dies Pfand von dir zu haben.“ Am 9. November: „Deine

freundliche Zusprache gestern Abend hat mich bewogen, heute früh an Wilhelm Meister zu schreiben, und ich hoffe, heute das vierte Buch zu schreiben und gleich das fünfte anzufangen."

1784. Am 27. März: „Es ist mir ein köstliches Vergnügen geworden, ich habe eine anatomische Entdeckung gemacht, die wichtig und schön ist, du sollst auch dein Teil dran haben. Sage aber niemand ein Wort. Ich habe eine solche Freude, daß sich mir alle Eingeweide bewegen. Lebe wohl. Wie sehr fühl ichs in fröhlichen und traurigen Augenblicken.“ Am 29. April: „Mit immer neuen Banden fesselst du mich an dich, Geliebte, ich habe es recht witzig angefangen, mich in dich zu kleiden, und wollte nun fast, ich hätte es nicht gethan. Es dringt etwas ganz Neues durch mein Wesen und eine angenehme Unruhe zieht mich zu dir. Wenn ich dich doch noch einen Augenblick sehen könnte! Wahrscheinlich wachst du, gegen sieben komme ich. Ich muß dich sehen, wenigstens deine Stimme hören.“ Von Jena am 5. Mai: „Ich danke dir für gestern und alle vergangenen Tage und drücke dich an mein Herz.“ Am 7. Mai: „Recht feierlich, liebe Lotte, möchte ich dich bitten, vermehre nicht durch dein süßes Betragen täglich meine Liebe zu dir. Ach, meine Veste, warum muß ich dir das sagen! Du weißt doch, wie voll Dankes mein Herz für dich ist. Seit Deianirens Zeiten ist wohl kein gefährlicher Gewand einem Geliebten gegeben worden, ich habe es in meine Brieftasche geschlossen, es hätte mich aufgezehrt. Liebe Lotte, wenn ich nach Eisenach gehe, so laß mich ruhiger scheiden. Wenn doch der Mai der Monat des Friedens für mich wäre. Leb wohl und laß mich Sonntags nicht lange warten.“ Am 27. Juni: „Ich danke dir oder vielmehr, mein Dank ist über allen Ausdruck für das neue Zeichen deiner Liebe. Ich habe es zu deinen Haaren gethan und trage es nun bei mir.“ Am 28. Juni: „Ja, liebe Lotte, jetzt wird es mir erst recht deutlich, wie du meine eigne Hälfte bist und bleibst. Ich bin kein einzelnes, kein selbstständiges Wesen. Alle meine Schwächen habe ich an dich angelehnt, meine weichen Seiten durch dich beschützt, meine Lücken durch dich ausgefüllt. Wenn ich nun entfernt von dir bin, so wird mein Zustand höchst seltsam. Auf einer Seite bin ich gewaffnet und gestählt, auf der andern wie ein rohes Ei, weil ich da versäumt habe, mich zu harnischen, wo du mir Schild und Schirm bist. Wie freue ich mich, dir ganz anzugehören!“ Am 28. Oktober: „Es geht ein Vöte und ich kann dir einen Morgengruß schicken. Es ist nicht gut, daß du so lange außen bleibst, ich habe Mutter und Vaterland um deinetwillen zurückgesetzt, und nun muß ich diese Tage allein zubringen. Daraus kann nichts Gutes entstehen. Ohne dich ist mir das Leben nur eine Träumerei, und wenn ich dich missen sollte, müßte ich eine völlige Umkehrung meines Haushaltes machen.“ Am 22. November: „Lebe wohl, und wenn eine Bitte bei dir statt findet, so wecke den Amor nicht, wenn der unruhige Knabe ein Kissen gefunden hat und schlummert.“

1785. Am 5. April: „Wirst du nach der Oper bei mir sein? Frage Steinen, ob er auch kommen will.“ Am 20. April: „Ich befinde mich wohl, mein lieber Schutzgeist, und freue mich deines Wohlseins. Wir wollen immer zusammen bleiben, meine Liebe. Darüber sei ohne Sorgen. Gegen Abend komme ich zu dir, und wir schwäzen uns recht aus.“ Am 10. Mai: „Du schreibst mir gar nicht mehr, wenn ich dich nicht auffordere. Wie befindest du dich? Sage mir ein freundliches Wort.“ Am 15. Mai: „So nahe bei dir, Geliebte. und die letzten Tage nicht einmal mit dir. Gar großes Verlangen habe ich darnach. Warum kannst du nicht bei mir sitzen, wenn ich arbeite?“ Am 8. September: „Liebe mich, du bestes aller weiblichen Wesen, das ich je kennen gelernt habe, behalte mich recht, recht

einzig lieb und glaube, daß ich dein bin und dein bleiben will und muß.“ Am 27. Dezember: „Ich möchte dir immer etwas schicken und etwas sagen, damit du meines Andenkens gewiß bleibst. Es schmerzt mich nur, so immer getrennt von dir zu sein. Ich gehe nicht auf die Redoute und will um sieben auf deinem Zimmer sein.“ Am 30. Dezember: „Wann werden wir wieder ruhige Abende und gesellige Tage zusammen leben?“

Die Entfremdung steigerte sich im Jahre 1786, wurde zur Entwöhnung während der italienischen Reise und führte zum vollständigen Bruche, als Goethe sich nach seiner Rückkehr an Christiane Vulpius anschloß.

Die angeführten Stellen sind die wärmsten und bewegtesten in dem ganzen brieflichen Verkehre von zehn Jahren. Sie sind es, aus denen die einen hochgeschraubte platonische Liebe, die andern grobsinnlichen Verkehr herauslesen. Ich meine, dem unbefangenen Leser drängt sich die Frage nach dem letzten Grade der äußern Vertraulichkeit garnicht auf, so tief geistig ist das ganze Verhältnis. Wer möchte in diesem Ringen zweier Herzen als juristischer Inquisitor fungiren? Wenn eine Frau, deren Ehe nur eine konventionelle ist, einen hochbegabten, hinreißend lebenswürdigen jungen Mann, den „Apoll“ von Weimar, den sie liebt, in dem sie sich gleichsam verjüngt und der leidenschaftlich um sie wirbt, fünf lange Jahre hindurch trotz der engen Berührung in engen Verhältnissen in die streng sittlichen Schranken freiwilliger Selbstentfernung zurückzwingen kann, so ist dies gewiß kein Zeichen weiblicher Schwäche, und wenn der ungebundene Sohn des „Sturmes und Dranges“ sich ebenso lange und noch länger in die Zucht einer solchen Frau begiebt, seine Leidenschaft dämpft, zum gehaltenen, mächtig strebenden, rastlos schaffenden Manne heranreift, dann sind die Zärtlichkeiten, womit die allmählich alternde Frau den ersten Mann in weiteren fünf Jahren zu belohnen, zu entschädigen, aufzurichten sucht, welcher Art sie auch gewesen sein mögen, kein Gegenstand für neugierige Untersuchungen. Wußte die Dreiunddreißigjährige, wie sie das Verhältnis zu dem liebeglühenden sechs- und zwanzigjährigen jungen Manne adeln könnte, so wird die Achtunddreißigjährige dem einunddreißigjährigen Freunde gegenüber nicht plötzlich ihre Würde von sich geworfen haben. Etwas anderes ist die Frage, ob wir eine so vertrauliche Annäherung zwischen einem jungen Manne und einer verheirateten Frau, wie sie in den Briefen wirklich zu Tage tritt, überhaupt gut heißen dürfen. Die Seelenfreundschaft, von der uns Dünker so umständlich berichtet, ist doch sehr versezt mit unzähligen Geständnissen glühender Liebe, mit verliebten Tändeleien, die in einen Geheimkultus von Halsstücken, Bändern, Haaren und Ringen ausgehen, mit Vorsichtsmaßregeln, die den Zweck haben, das Verhältnis zu verbergen. Wohl mag die lockere Sitte der Zeit, das Hofleben, das Zusammenwohnen auf eng begrenztem Raume vieles entschuldigen, unser Urteil wird dadurch nicht verändert. Wohl mag der Gatte der angebeteten Frau sehr nachsichtig oder sehr vertrauensvoll gewesen sein, so vertrauensvoll, daß er die Liebesbriefe hin- und hertragen half; sicher ist doch, daß die Seelenfreundschaft

erkaltete, als er nicht mehr täglich bei Hofe aß und infolgedessen mehr daheim war. Goethes Verhältnis zur Frau von Stein war nicht eine innige Freundschaft mit der Familie Stein, so sehr er sich dies auch einzureden suchte, sondern die fortdauernde Werbung eines Liebenden um die Geliebte, und daß dies eine verheiratete Frau war, ist und bleibt uns widerlich, wir haben ein Recht, uns dies zu gestehen. Unfre sittlichen Anschauungen sind juristisch strenger geworden, schon die geheime, vertrauliche Annäherung an die Gattin eines andern erscheint uns als ein Verbrechen. Und von diesem Standpunkte aus beurteilen wir auch die Folgen eines Verhältnisses. So weit Goethes Umgang mit Frau von Stein Seelenfreundschaft war, so weit reicht sein heilsamer Einfluß; so viel Liebesständelei sich einmengte, so viel Unheil richtete er an.

Als Goethe am 7. November 1775 nach Weimar kam, war er für das Hofleben so gut wie garnicht vorbereitet. Er war trotz mannichfaltigen Bekanntschaften, die er gemacht hatte, der Frankfurter Bürgerssohn geblieben, der „gute Junge,“ der Herz und Geist arglos, unbefangen über Studenten, Literaten, schlechte Bürgermädchen, Landpfarrer und Amtleute hatte ausgießen können, sicher, überall rückhaltlose Empfänglichkeit und freiwillige Unterordnung zu finden. Dem Shakespeareschwärmer, dem Kraftgenie waren schon die Geldleute in Lilis Umgebung „unerträgliche Gesichter“ gewesen. In Weimar war dies anders. Wie willig auch der junge Herzog mit seinem nächsten Gefolge auf das lustige, ungezwungene Treiben der Geniewirtschaft einging, wie vorurteilsfrei auch die Herzogin-Mutter an dieser Jugendlust Anteil nahm, wie nachsichtig auch die feinfühlende Herzogin Luise auf dieses Brausen und Gähren hinabsah, der Hof im weitem Kreise setzte das altgewohnte Intriguenspiel fort, und der junge Goethe fühlte dies, er kam sich vor, wie einer der in das Wasser geworfen ist und schwimmen lernen soll. Mit dem ihm eignen Takte eines gesunden Gefühles sah er sich nach solchen um, die ihm mit treugemeintem Räte beistehen könnten. Wieland bot sich an, auch Knebel; aber sie selbst waren nicht Hofleute im engern Sinne des Wortes, sie selbst litten unter den Nadelstichen hinterlistiger Freundlichkeit. Wollte Goethe das Netz der geheimen Fäden, an welchen das Hofleben hing, klar durchschauen lernen, so mußte er eine lange Lehrzeit bei einer klugen, vollkommen eingeweihten und ihm treu ergebenen Frau durchmachen. Mit Frauen verstand er sich ohnedies am besten. Eine solche weise Frau bot sich ihm in Charlotte von Stein dar. Sie war die gereifte, geschulte Hofdame, die mit klarem Geiste das Getriebe durchschaute, dabei offen und intelligent genug, um sich nicht täuschen zu lassen, und durch die Geradheit ihrer edeln Natur so sehr über das Gemeine erhaben, daß er sich ihr unbedingt anvertrauen konnte, und auch dann hätte anvertrauen können, wenn die wechselseitige Neigung nicht das Band noch enger geknüpft hätte. Aber ihn trieb ja die leidenschaftlichste Liebe zu der anmutigen, feinen, geistvollen Frau, und daß er ihr nicht gleichgiltig war, konnte seinem scharfen Blicke nicht verborgen

bleiben. So mußte es geschehen, daß er sich ihr ganz ergab, seine schwachen Seiten an sie anlehnte, sie als das Northwams betrachtete, das ihn über Wasser hielt. Im täglichen vertrauten Gespräche mit ihr lernte er die Personen und Verhältnisse in Weimar richtig beurteilen, lernte die Menschen behandeln, sich selbst beherrschen und im gesellschaftlichen Verkehr mit den Hofleuten nur soviel aus seinem innersten Gedanken- und Gefühlsleben ausgeben, als unbedingt nötig war. So wurde er Hofmann, ohne seine Geradheit und Offenheit preiszugeben, so lernte er alle Klippen eines weitverzweigten geschäftlichen und gesellschaftlichen Verkehrs leicht und sicher umschiffen, ohne an dem niederen Intriguenwesen auch nur im geringsten teilzunehmen. Das unbedingte Vertrauen der herzoglichen Familie, die freiwillige Unterordnung der Hofbeamten, die Hochachtung der Nachbarhöfe waren der große Gewinn, der ihm aus der Führung der klugen Freundin erwuchs.

Aber noch mehr. Goethe bezeichnet sich selbst wiederholt als eine sinnliche Natur. Dies ist freilich zunächst nur als Gegenteil von „abstrakt“ aufzufassen. Er nahm die Welt durch seine hellen, frischen Sinne in sich auf, nicht durch die Brille der Bücher; in den deutlichen Umrissen der Formen und Gestalten offenbarte sich ihm das innerste Wesen der Natur. Aber so angelegte Menschen sind auch großen Gefahren ausgesetzt, und besonders an einem lebenslustigen Hofe, wie der Weimariische war. Goethe selbst hatte als Student in Leipzig die Erfahrung gemacht, daß er gegen die Versuchungen der Welt nicht durch sich selbst gewappnet sei. Und daß es an dem damaligen Weimariischen Hofe auch Sümpfe gab, erkennt man deutlich aus dem, was selbst die Besten einander zutrauten. Weist doch Karl August selbst einmal Knebel ganz ernstlich in einem Briefe zurecht, weil dieser ihm vorgeworfen hatte, er habe im Findelhause in Nürnberg Kinder von ihm angetroffen. Goethe fing auch an, „sich bei allen hübschen Gesichtern herumzulügen,“ und dem herrlichen Musensohne flogen die Herzen entgegen. Aber Frau von Stein „tropfte Mäßigung in sein heißes Blut,“ sie „trieb das Gefindel aus seinem Herzen,“ und er dankt ihr, daß sie ihn vermocht habe, seinen Lieblingsneigungen zu entsagen. Wohl mag sie dabei den stillen Wunsch gehabt haben, den gepriesenen Dichter allmählich ganz für sich zu gewinnen, aber sicher ist es, daß unter ihrer Leitung die gährende, brausende Dichternatur im engen Strombett der Enthaltsamkeit tief und mächtig dahinfluten lernte; sicher ist es, daß Goethe es ihr hauptsächlich dankte, wenn „sein Leben und Dichten nicht zerrann“ wie so vieler Genossen der Sturm- und Drangperiode. Was sonst die Ehefrau dem Manne ist, die häusliche und sittliche Macht, welche den sinnlichen Teil seines Wesens eindämmt, das war Charlotte dem Dichter, und die Mittel des Ersatzes waren dieselben wie im Ehestande. In der Umgebung der Frau von Stein fand Goethe eine Häuslichkeit, und seinen eignen Haushalt festigte er dadurch, daß er die geliebte Frau so oft als möglich hineinzog. Was der Garten bot, Blumen und Früchte, was es in

seiner Küche besondres gab, Braten und Festtagskuchen, schickte oder brachte er ihr schon am frühen Morgen und war gewohnt, vom Tische seiner Gatte seinen Teil zu erhalten. Täglich wandern die Gaben hinüber und herüber, jahrelang ist er täglich mit ihr, entweder zu Mittag oder zu Abend, häufig zweimal des Tages, nach den Konseilsitzungen am Morgen muß er wenigstens eine kurze Zeit bei ihr sein, abends zur bestimmten Stunde eilt er zu ihr und ruht im vertrauten Gespräch mit ihr aus von den Lasten des Tages. Er arbeitet mit ihr und für sie; als sie ihre Wohnung wechseln will, sucht er eine andre passende für sie aus, richtet dieselbe ein, wählt die Farben der Zimmer, sondert die Möbel und führt die Geliebte ein in das neue Heim, Charlotte läßt ihm freie Hand, sie sieht es gern, wenn er „hausvater“; wie er nichts ohne sie thut, so thut sie nichts ohne ihn, und als er ihren Sitz ganz in sein Haus nehmen will, ist sie sofort damit einverstanden. Verreist er, so übergibt er ihr seine Kapitalien und seine Schlüssel, und sieht er Gesellschaft bei sich, so vertritt sie die Stelle der Hausfrau. Auf diese Weise umgab sie ihn mit dem Familienfrieden, in dem allein der Mann einen festen Halt des Gemüthslebens findet. Dazu kommt noch ein drittes. Charlotte von Stein war eine anregende Zuhörerin, und in dieser Beziehung einzig, unübertrefflich. Was er am Tage geschrieben hatte, konnte er ihr abends vorlesen, sie war immer bereit, mit voller Seele, mit offenem Herzen sich dem Genusse seiner Mittheilungen hinzugeben, sie freute sich schon auf die Fortsetzung, ging mit Begeisterung auf seine poetischen Pläne ein und war auch offen genug, ihm zu sagen, was ihr nicht gefiel. Mit ihr sprach er das durch, was ihn beschäftigte, Poetisches und Wissenschaftliches, von ihr wurde er angetrieben, das Begonnene zu vollenden. Da muß er denn auch fleißig sein, um am Abend ihren Beifall zu verdienen, er fühlt sich verpflichtet, seine Werke zu fördern, und er bittet sie, bei der Charakteristik seiner Frauengestalten ein Tröpflein ihres Wesens einfließen lassen zu dürfen. So entstehen gleichsam unter ihren Augen Sphigenie, Wilhelm Meister und der erste Entwurf des Tasso — wahrlich eine glänzende Reihe hoher Dichterwerke. Schon daß Goethe in dieser Zeit, unter dem Banner dieser Liebe, Sphigenie schrieb, ist ein beredtes Zeugnis dafür, daß Charlotte von Stein einen wohlthätigen Einfluß auf ihn ausübte. Wohl hat er Corona Schröter als Darstellerin vor Augen gehabt, aber Sphigenie selbst, die ammutige, edle Beschwörerin der Leidenschaften, hat sicher ein Tröpfchen von Charlottens Wesen. In Goethes Jugendwerken haben die Konflikte der Leidenschaften oft etwas moralisch Unsicheres, Schielendes, so in den Mitschuldigen, in Werthers Leiden, in Stella; in Sphigenie ist alles sittliche Klarheit, die Liebe zur Frau von Stein hat in dieser Beziehung mindestens nichts verschlimmert. Die Teilnahme, welche die Freundin seinen geistigen Lebensäußerungen schenkte, war grenzenlos. Ihr lebhafter Trieb, sich selbst zu bilden, kam ihr dabei zu Hilfe. Sie war unermüdlich im Lernen. Ihr zuliebe treibt er Englisch, Französisch und wetteifert mit

ihr im Zeichnen. Wissenschaftliche Werke wandern hinüber und herüber, werden gemeinschaftlich studirt und beurteilt. Ihm zur Liebe vertieft sie sich in die Naturwissenschaften, interessirt sich für Steine, Moose und Infusorien, theilt seine Freude an neuen Beobachtungen und Entdeckungen. Wohl gab es am Weimarer Hofe noch viele, denen Goethe etwas vorlesen, etwas von seinen Beobachtungen und Gedanken mittheilen konnte. Wieland, Knebel, Herder, der Herzog gehörten zu seiner Gemeinde, aber die wahre Andacht fand er doch nur bei seiner Gotte. Ohne sie hätte Goethe seine hohe Dichterkraft wahrscheinlich in praktischen Kleinigkeiten zerplittert, in Singspielen, Possen und Aufzügen, wäre unter den Dichterlingen Seckendorf, Einsiedel, Knebel, der Imhof zum Hofdichter herabgesunken trotz der Mahnungen, die Merck zuweilen an ihn richtete. Denn auf ihm lastete der Druck vieler Ämter, denen er gerecht werden wollte, für die er seine ganze Kraft einsetzte. Er wollte seinem herzoglichen Freunde, seiner neuen Heimat alles sein, was in seinen Kräften stand, aber seine Kraft wurde dabei aufgerieben. Was geht nicht alles durch seinen Kopf, was liegt nicht alles auf seinen Schultern! Die Sorge für das gesamte Staatswesen lastet auf ihm, alles, bis in das Kleinste und Einzelste, muß er durchdenken, erledigen, eine Masse von Menschen drängt sich vom Morgen an in seinem Vorzimmer, Berge von Akten warten der Erledigung, lange Sitzungen erschöpfen seine Geduld, und wochenlange Reisen treiben ihn in tausenderlei Kleinigkeiten umher. Bei Frau von Stein erholte sich sein Genius. Dort erstarkten die poetischen Reime so weit, daß sie selbst im geschäftlichen Treiben des Tages, zwischen den Akten und bei den Refrutenaushebungen weiter wuchsen. „Wie gern — schreibt er — will ich mich heute durch die Blechkasten und Akten durcharbeiten, da ich zu dir mit Freuden meine Gedanken wenden kann.“

Goethe verdankte der Frau von Stein viel, sehr viel, er wußte dies und war unererschöpflich in Dankesbezeugungen. Frau von Stein war nicht immer die Sanfte und Freundliche. Oft beklagt er sich über den Wechsel ihrer Laune, über die Härte, mit der sie ihm begegnet. Wie empfindlich sie kränken, wie beißend sie kritisiren konnte, das erkennt man am deutlichsten aus den Schmähungen, mit denen sie den Ungetreuen später in dem Drama „Dido“ und in den Briefen an Schillers Frau verfolgt. Aber damit vertreibt sie ihn nicht, im Gegenteil, er fühlt sich nur desto mehr zu ihr hingezogen. Diese rührende Anhänglichkeit hatte ihren Grund in der tiefsten Natur des unvergleichlichen Mannes; die Vereblung, die Vervollkommenung des eignen Wesens erschien ihm als die Hauptaufgabe seines Lebens. Wer ihm darin wahrhaft förderlich war, den hielt er fest mit allen Fasern seines Herzens. Je offener ihm der erkorene Freund oder die Freundin seine Schwächen aufdeckte, desto dankbarer war er; Schroftheit und Bitterkeit machten ihn in seiner Verehrung nicht wankend, wenn Wahrheit und Theilnahme durchschienen. Nichts war ihm mehr zuwider als Heuchelei und Lobhudelei. So hatte er sich in Straßburg an den etwas älteren Herder an-

geschlossen. Ohne zu murren hatte er dessen Härten und Launen hingenommen, war ihm gefolgt wie ein treuer Vasall und hatte ihm im Krankenzimmer Gesellschaft geleistet. So schloß er sich in Weimar an die ältere Frau an. Kränklichkeit, Launenhaftigkeit, Zweifelsucht und Bitterkeit scheuchten ihn nicht aus ihrer Nähe, er betrachtete sie als seinen Schutzgeist und hielt aus bei ihr, bis sein Geist über den ihren weit hinaus gewachsen war und sie ihm nichts mehr sein konnte. Erst dann vermochte ihre Empfindlichkeit den Bruch des geschlossenen Bundes herbeizuführen.

Charlotte von Stein ist mit dem Entwicklungsgange des Dichters in dem bedeutendsten Abschnitte seines Lebens so eng verknüpft, daß der Goethebiograph ohne ein tieferes Eingehen auf ihr Verhältnis zum Dichter garnicht auskommen kann. Ihr Name ist in die wichtigste Epoche der deutschen Literaturgeschichte innig verwebt, und Knebel hat wohl Recht, wenn er sie ein Wesen nennt, „dessen Dasein und Art in Deutschland schwerlich oft wieder zu stande kommen dürfte.“

Man hat die Frage aufgeworfen, warum Goethe die geliebte Frau nicht bewogen habe, sich von ihrem Manne scheiden zu lassen und ihm ehelich verbunden ganz anzugehören. Daß es nicht geschehen ist, spricht vielleicht für die Geistigkeit des ganzen Verhältnisses. Möglich, daß Frau von Stein um ihrer Kinder willen und aus Rücksichten auf ihre Stellung am Hofe es selbst nicht gewünscht hat, wahrscheinlicher noch, daß Goethe in ihrer Nähe hauptsächlich nur das Wachsen seines geistigen Wesens fühlte und es ahnte, daß eine Zeit kommen müsse, in der er anderer Anregungen bedürfte; die Liebe machte Goethe nicht blind, das hatte er schon vorher wiederholt bewiesen.

Dies führt uns zu der andern Seite des Verhältnisses. Soweit es ein Liebesverhältnis war, wirkte es nachteilig auf Goethes Lebensgang. Freilich ist diese Seite nicht so bequem zu beleuchten als die des geistigen Verkehrs, es wird hier immer dunkle Stellen geben, aber die übeln Folgen lassen sich wenigstens im allgemeinen nachweisen. So ist es wohl anzunehmen, daß sich Goethe durch seine Liebe zur Stein von einer ehelichen Verbindung abhalten ließ. Unter den Huldigungen, die er der verheirateten Frau brachte, unter den Liebeständeleien auf verbotenem Wege verstrich ihm das Jahrzehnt seines Lebens, in dem er eine Gattin hätte wählen sollen. Wohin diese Wahl möglicherweise gefallen wäre, darüber zu entscheiden ist ein thörichter Versuch. Robert Keil meint, Corona Schröter sei es gewesen, mit der sich Goethe sicher verbunden hätte, wenn Frau von Stein ihn nicht mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln an sich gefesselt hätte. Dies ist eben auch nur eine Vermutung, für die sich ein sicherer Beweis nicht beibringen läßt. Wohl hat Goethe der schönen Sängerin, der idealen Darstellerin seiner Iphigenie die wärmste, vielleicht sogar zeitweise eine leidenschaftliche Zuneigung entgegengebracht, wohl hielt sich Corona vertrauensvoll zu ihm wie zu ihrem Beschützer, aber daß er an eine Verbindung

mit ihr gedacht habe, ist kaum anzunehmen. Denn er wußte zu gut, wie leidenschaftlich auch andre, unter diesen der Herzog, sie verehrten, und er hatte Corona mehrmals in Verdacht, daß sie die ihr von andrer Seite gebrachten Huldigungen gar zu nachsichtig aufnehme. War es auch nur ein Verdacht, so konnte doch der Wunsch nach einer Verbindung mit ihr dadurch nicht genährt werden. Es ist überhaupt fraglich, ob Goethe am Weimarer Hofe eine seiner würdigen Gattin gefunden hätte, aber er hatte auswärts so viele ihm eng befreundete Familien, daß er eine Wahl wohl hätte treffen können. Seine Liebe zu der verheirateten Frau ließ ihn nicht dazu kommen.

Auch das war ein Nachteil des Verhältnisses zu Frau von Stein, daß er ihr zuliebe allzulange in den drückenden amtlichen Stellungen verblieb, die ihn von seinem eigentlichen Berufe abzogen. Wenn er vielleicht glaubte, daß er durch den Liebesbund mit der Verheirateten eine größere Freiheit seiner Entschlüsse bewahrte, so irrte er sich. Er belud sich so sehr mit Verpflichtungen gegen sie, gab sich so sehr dem Umgange mit ihr hin, daß er zu einem raschen, kräftigen Entschlusse nicht gelangte, viele Jahre vergeudete und doch endlich sich gewaltsam losreißen mußte. Wäre sein Bund mit ihr nur ein geistiger gewesen, so hätte er seine Freiheit besser gewahrt.

Der Kulturhistoriker wird sich immer und immer wieder fragen: Wie kam unser großer Dichter zu dieser sittlichen Verirrung seiner Neigung? Mißachtete er die Ehe? Verteidigte er den Ehebruch? Keineswegs. Wie er sich mit männlicher Entschlossenheit von der Weglarer Lotte losriß, weil sie die Braut eines andern war, so läßt er Mittler in den Wahlverwandtschaften strenge Worte über die geringste Störung des ehelichen Bundes sagen und Ottilie, erschüttert von diesem Richterspruche, sterben. Aber liebesfelige Freundschaften mit verheirateten Frauen waren ihm nicht nur nichts Anstößiges, sondern etwas sehr Anziehendes. Bestärkte er doch selbst den Herzog, den er gern so vollkommen als möglich sehen wollte, eine solche Liebesfreundschaft mit der aimutigen Frau Werther auf Reunheiligen einzugehen. Diese von Liebe durchglühten Freundschaften sind ein Merkmal der Geniezeit im vorigen Jahrhundert, unser durchaus verändertes Gesellschaftsleben kennt sie nicht. Schiller huldigte ihnen, bei Wilhelm von Humboldt finden sich Spuren, die Romantiker versanken tief hinein, uns sind sie unbegreiflich. Und wenn wir uns noch so lebhaft in ein solches Verhältnis hineinendenken, immer bleibt ein Rest, der nicht lösbar ist — eine Mahnung, auf welche Schwierigkeiten man stößt, sobald man die Vergangenheit kulturhistorisch in ihren Einzelheiten erfassen will. Man hat sich lustig gemacht über die Gründlichkeit der Goethebiographen, über die „Waschzettelliteratur.“ Kulturgeschichtlich hat diese Einzelstudie einen hohen Wert. Hier hat man eine nicht allzuentlegene Vergangenheit, einen engen Raum, eine übersichtliche Zeit und eine sehr reiche Überlieferung. Hier kann also der Versuch gemacht werden, wie weit der Historiker ein Stück des frühern Lebens gleichsam

wiedererwecken kann. Fast möchte es scheinen, als ob man schon jetzt am vollständigen Gelingen des Wagnisses zweifeln dürfte.



Die Theater der Reichshauptstadt.

Von Karl Borinski.



b aus verlorren Ähren — ob aus verwehter Streu — nicht etwa noch mit Ehren — ein Strauß zu binden sei? — Der Liebhaber des Theaters fragt es noch immer schlichtern erglühend, sobald in dem eintönigen Wechsel der Berliner Bühnenverhältnisse einmal wieder ein vielversprechendes Farbenspiel sich seiner Dame zur Bier anzubieten scheint. Leider, leider! Es blieb immer ein bloßes Farbenspiel, und der verlorren Ähren, der verwehten Streu aus der schönen, der köstlichen Zeit des Berliner Theaters werden immer weniger.

Das neue deutsche Reich hat in der deutschen Dichtung kein Seitenstück gefunden, wie man es gehofft hatte. Das ist eine bekannte, zu oft beklagte Thatsache. Aber daß es ihr in ihrem edelsten, dem Volke wichtigsten Zweige, dem Schauspieler, geradezu verhängnisvoll geworden ist, das empfindet man wohl, aber man scheut es sich in dem Maße einzugestehen. Man hoffte, und man hofft noch immer. Daß dies Gefühl vorhanden ist, und stark und in breiten Massen, beweist der Jubel, die alle Kritik beiseite setzende Begeisterung, mit der man den ersten Dramatiker des neuen Reiches, Ernst von Wildenbruch, empfing. Er war der erste, dem es nach langem, mühsamem Pochen und Bohren — und der Schreiber dieser Zeilen gehört zu denen, die das noch mit ansehen konnten —, dem es nach harter Arbeit gelang, die eiserne Mauer zu durchbrechen, welche das Theater der Gründerzeit zwischen sich und der Muse aufzurichten begann. Er ist noch immer bloß zeitlich der erste und er wird dessen stets eingedenk bleiben müssen, er wird — und das sei jetzt an einem anscheinend einschneidenden Wendepunkte seines Schaffens mit Nachdruck gesagt — er wird alle die ihn auszeichnende Energie zu der schwersten Pflicht, der Selbstzucht, aufwenden müssen, um sich selbst treu zu bleiben, um gefährlichen Abwegen, die aus der Kunst herausführen, zu entgehen, um sich auch des Ranges eines ersten Dramatikers des neuen Reiches würdig zu machen. Und doch bedeutet Ernst von Wildenbruch erst einen bewußten Gegenschlag gegen die nicht bloß wegen ihrer Einseitigkeit so verderbliche Richtung des deutschen Theaters der siebziger Jahre; es wäre lehrreich, ihn darauf hin zu analysiren, und wir behalten uns dies für passendere Gelegenheit vor. Auf dem durch ihn wiedergeschaffenen Baugrunde ist jedoch noch kein naiver Wuchs frisch und selbstgeigen hervorgeproßt; noch ist er hüben der einzige, während drüben jenseits der Gemarkung, über die das Unkraut immer wieder ganz hinüberzuwuchern droht, die neuen Namen